Zeitschrift: Zeitschrift über das gesamte Bauwesen
Band: 1 (1836)
Heft: 2

Artikel: Zufällige Gedanken, die Kunst betreffend
Autor: Menzel, C.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-2299

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zufällige Gedanken,
die Kunst betreffend.

(Vom Königl. Preuß. Bau-Inspektor Herrn C. A. Menzel in Greifswald a. d. Ostsee.)

Betrachten wir die Ueberreste vergangener Jahrhunderte, so finden wir, daß bei allen Völkern, welche in ihrer Architektur eine in sich abgeschlossene harmonische Form anwendeten, oder einen eigenthümlichen Styl befolgten, auch die inneren Verzierungen, Geräthe, Meublen ꝛc. eben so harmonisch mit dem Ganzen ausgeführt waren. Die indischen, chinesischen, ägyptischen Ueberreste bestättigen das Gesagte; ebenso die Ausgrabungen von Pompeji, Rom ꝛc., hinsichtlich der griechischen und römischen Alterthümer, so wie alle zerstreuten Entdeckungen der letzten Zeit.

Ebenso verhält es sich mit der Kunst germanischer Stämme, mit den maurischen Ueberresten, mit dem Style des italiänischen Mittelalters, den französischen Erzeugnissen zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten und später. Architektur und Tektonik, selbst die Trachten waren mit einander im Einklange. — Malerei und Bildhauerkunst folgten der Architektur, als Tonangeberin, stets harmonisch nach. Vergleiche man griechische Statuen mit griechischem Baustyl, altdeutsche mit altdeutschem, französische aus der genannten Zeit mit französischem; immer wird die einfache Klarheit der ersten, die langgestreckte Form der zweiten, die Verdrehungen und das Gesuchte der dritten, mit dem jedesmal zugehörigen Baustyle in Harmonie stehen.

Aus dem Gesagten folgt: daß nothwendig die sichtbare Erscheinung der Werke aller Völker zu verschiedenen Zeiten durch verschiedene geistige Bedingungen so geweckt werden, daß eine vollkommene Harmonie der Formen entsteht. Die geistigen Bedingungen zu entwickeln, welche hierauf jedesmal gewirkt haben können, liegt außerhalb des vorgesetzten Zwecks; es ließe sich übrigens leicht nachweisen, daß auch die nicht sichtbaren Kunsterzeugnisse, als Musik und Poesie, gleichzeitig denselben Motiven folgten. In Bezug auf die jetzige Zeit sehen wir jedoch eine scheinbar entgegengesetzte Erscheinung. Die Architektur steht in wenig oder gar keiner Beziehung zur Tektonik, und noch weniger zu den Trachten. Die Nationalkleidung verschwindet aus den höheren Ständen ganz; höchstens daß noch einige Soldaten-Uniformen, wie bei den schottischen Regimentern, den Husaren, Ulahnen ꝛc. schwache Spuren davon zeigen. Die Baukunst, welche sonst den Ton angab, äußert keinen Einfluß, sondern steht für sich allein, weil wir bei den sogenannten gebildeten Völkern keinen Baustyl mehr gewahren. Die jetzige Zeit ist im ganzen nördlichen und westlichen Europa und in den von diesen abhängigen Ländern irre geworden, welcher Formen sie sich eigentlich zu bemächtigen haben, um charakteristisch zu seyn. Der Eine räth unbedingt zum griechischen, der Andere zum römischen, altdeutschen Style ꝛc., aber Keiner kann hierin etwas Bedeutendes wirken, da es nicht der Geist ist, welcher, vom ganzen Volke

ausgehend, schafft, da die Kunst nicht mehr mit dem Individuum, wie sonst, erzogen und gepflegt wird, sondern mehr als ein für sich bestehendes Abgesondertes betrachtet wird, welches mit dem Leben keine Gemeinschaft hat, wie früher der Fall war, wo die Kunst die ganze Nationalität durchdrang. — Die kosmopolitischen Ansichten, welche jetzt herrschen, unterdrücken aber das Nationale immer mehr und mehr, und aus diesem Grunde geht die Harmonie nationaler Formen mit verloren.

Das Volk als solches, kümmert sich bis jetzt um die Kunst gar nicht; es ist ihm völlig gleich, ob in chinesischem oder griechischem Style Formen aller Art vor seinen Augen entstehen, und alle Kunstvereine, so rühmlich auch ihre Bestrebungen sind, wirken nur für einen geringen Kreis, obgleich wir uns gern überreden möchten, daß ein allgemeiner Kunstsinn jede Volksklasse durchdringe. — Ueberdies herrscht ein, jedes Charakteristische der Kunstbildungen zerstörendes Ungeheuer, seit etwa hundert Jahren unerbittlich neue Formen ohne Zahl aufdringend, — die Mode. — Verfasser Dieses besitzt einen Kupferstich, der ein Landhaus im verdorbenen italiänischen Styl darstellt, mit der sehr naiven Ueberschrift: Façade à la mode antique; Beweis genug, wie sehr der Erfinder derselben seine und die vergangene Zeit zu würdigen verstand.

Man wird einwenden, daß die Mode sich nur auf Kleider, Meublen und überhaupt Zufälligkeiten erstrecke, daß das Volk mit der Mode nicht so schnell wechsele, als einzelne Begüterte. Dies Alles im Allgemeinen zugegeben, ist es jedoch gewiß, daß bei einem stets unersättlichen Jagen nach neuen Formen alles Feste, Ausdrucksvolle verloren gehen muß. — Welchen Charakter soll die Architektur und die am genauesten mit ihr verbundenen Verzierungen der wesentlichsten Theile annehmen, wenn z. B. in ein und demselben Saale heute griechische, in vier Wochen aber chinesische Meublen für nothwendig erachtet werden? — Die jetzige Tracht sieht so possierlich zu jeder Art gediegener Architektur aus, daß die Zeichner noch jetzt vorhandener Denkmäler der Vergangenheit es vorziehen, die Staffage aus der Zeit zu wählen, welcher die Ueberreste angehören, um nur nicht nöthig zu haben, unsere jetzige Mißgestalt, hinsichtlich der Tracht, erscheinen zu lassen, weil dieselbe auf keine Weise mit dem Uebrigen harmoniren will. Nur mit solchen schmucklosen, die Einfachheit übertreibenden Gebäuden, wie sie uns die Liebhaber des english domestical style als Muster empfehlen, steht die jetzige Tracht etwa im Einklange, nicht weil sie eben so schmucklos und einfach ist als diese Gebäude, nein, weil die genannte Bauart ebenso charakterlos ist als unsere Tracht. Die letztere ändert nach der Mode in ganz kurzen Zwischenräumen ihre Formen, und so würde es wohl auch ganz besonderer Baumeister bedürfen, welche Häuser so einrichten könnten, daß sie auch alle vier Wochen nicht blos ihre Dekoration (welches allenfalls durch Geldaufwand zu erzwingen wäre), sondern auch ihre Construktion und ihr ganzes eigenthümliches Wesen änderten; abgesehen von öffentlichen Gebäuden. Es soll hiermit nicht gesagt seyn, daß eine geringe Veränderung durch die Mode gleich im Stande wäre, eine nationale Form hervorzubringen; es soll dadurch nur gezeigt werden, daß es bei diesen Verhältnissen schwer ist, zu einem harmonischen Ganzen von Architektonik, Tektonik und Tracht zu gelangen, welches zugleich charakteristisch wäre.

Es kann nicht die Absicht seyn, dahin zu wirken, daß ein schon vorhanden gewesener Styl, z. B. der griechische, oder der altdeutsche in seinem ganzen Umfange wieder eingeführt werden sollte, weil ihn vielleicht Dieser oder Jener für den besten anerkennt. Dies geht schon aus dem

Grunde niemals an, weil sonst die ganze Eigenthümlichkeit der jetzigen Zeit zuvor vernichtet werden müßte, welches wohl kein Einzelner durchsetzen wird; aber so viel ist ebenfalls gewiß, daß wir gegenwärtig das harmonische Ganze in der äußeren Erscheinung, wie es frühere Völker hatten, nicht haben; obgleich das Bestreben, ein solches zu erreichen, sich schon dadurch kund gibt, daß von allen Seiten Vorschläge, wenigstens hinsichtlich der Baukunst, gemacht werden, um dieselbe als ein in sich abgeschlossenes Ganzes in der Form zu begründen. — Die meisten Stimmen haben sich für die griechischen Formen erhoben, wogegen nur zu erwiedern ist, daß sie uns, im Grunde genommen, eben so wenig angehören, und uns eben so wenig homogen sind, als beliebig Andere. Sollten unsere Gebäude durchaus rein griechisch seyn, so gilt dasselbe von unseren Meublen, Geräthen, Trachten; — man sehe dagegen die Wiener und Pariser Modekupfer! — — Auf dem Wege gedankenloser Nachahmung kann aber nie etwas Charakteristisches oder Harmonisches entstehen, jedoch offenbart sich gerade dieser Weg bei den meisten Schöpfungen der neuesten Zeit. — Eben so wenig ist der jetzt betretene Weg, die Kunst a priori zu erschaffen, geeignet, eine Harmonie der Formen zu erzeugen. Man fordere Alle die, welche blos Kritiker von Profession sind, zusammen auf, die geringste Form zur Erscheinung zu gestalten; sie werden es nicht können, weil außer der Abstraktion noch eine schaffende Kraft, die ganz und gar nicht im Verstande allein liegt, erforderlich ist.

Als Mozart gefragt wurde, wie er es anfinge so herrliche Melodieen zu componiren, erwiederte er: daß ihm das Alles ganz von selbst käme, er wüßte nicht wie. — Ja wohl, von selbst muß es kommen, und zugleich durch das Volk, welches von frühester Jugend an wieder mehr durch Anschauung und nicht blos durch abstrakte Begriffe gebildet werden muß. Es muß selbst Formen schaffen lernen, und nicht blos zu nutzlos raisonnirenden Klugsprechern hinaufgeschraubt werden. Selten findet man jemand im Volke, der bei Betrachtung einer geschaffenen Kunstform seine innige, unschuldige Freude darüber mittheilt, wenn er sie auch wirklich empfindet, denn die Furcht, er möchte nicht kunstgerecht und nach der Regel urtheilen, verkümmert seine wirkliche Freude, und läßt ihn stumm abwarten, was Andere daran tadeln, und alsdann erst tadelt er unverständig mit. Das ist die natürliche Frucht einer a priori construirten Kunst.

Jedem Kunsterzeugnisse liegt eine, seiner Natur gemäße vollkommene Idee zum Grunde, nach welcher das Erzeugte, wenn es in seiner Bestimmung liegt, gerade zu seyn, nicht krumm gebildet werden darf, wenn es nicht unschön werden soll, da es eben eine Form hat annehmen müssen, welche seiner Natur entgegen ist. Die Schönheit aller Tektonik und aller übrigen Kunstbildungen beruht demnach auf der Naturgemäßheit und der Harmonie; da diese aber bei allen unendlich verschieden vorhandenen Bedingungen ebenfalls unendlich ist, so ist deshalb auch nie eine genügende Wort-Erklärung des sogenannten Schönen zu erwarten. — Halten wir obigen Satz fest, so wird für jeden einzelnen Centralpunkt auch die Harmonie der Formen für die von ihm abhängenden Gegenstände zu finden seyn. Deshalb mußte ebenfalls jeder Kunststyl eine andere Form in der Erscheinung annehmen, da so zu sagen die Grundbedingung einer Form auch andere umgebende Formen harmonisch bilden mußte.

Derjenige Kunststyl, welcher uns vermöge der jetzigen Zeitverhältnisse am nächsten steht, und zu welchem wir uns am meisten hingewiesen sehen, ist der griechische, obgleich er noch nicht lange einen entschiedenen Einfluß geäußert hat; denn noch vor etwa zwanzig Jahren fand man das alleinige Heil in den Lehren Vitruv's, Palladio's, Vignola's, und noch in gegenwär-

tiger Zeit weiset Klenze auf den römischen Styl in seinem Werke über Kirchenbau ausschließlich hin; ein Beweis mehr, daß kein innerer Haltpunkt unseren gegenwärtigen Kunststyl unterstützt, denn immer sind wir bereit, vom Alterthume zu borgen und zu copiren, wo wir schaffen sollten und könnten; denn wir gehen nicht den Weg der Naturgemäßheit, sondern den willkürlicher Nachahmung. — Die großartigen Werke unserer eigenen Vorfahren waren fast dreihundert Jahre lang verschrieen; plötzlich erhoben sich die meisten Stimmen für sie. Man fing an sie mit Recht als Muster einer naturgemäßen Entwickelung aus sich selbst zn betrachten, man wollte, sie nachahmend, die alte Volksthümlichkeit erneuern; aber man bedachte nicht, daß wir selbst nicht mehr dieselben sind, wie damals; und weil man sie am Ende nicht anwendbar fand, verschrie man sie neuerdings, und schöbe gern, ästhetischer Ansichten wegen, die Zeugen unserer einzigen Kunstgröße in die Rumpelkammer zurück, wenn ihr Abreißen nicht mehr kostete, als der jetzige Gemeinsinn aufzutreiben vermag. — Wer weiß, was der ausschließlichen Einführung des griechischen Kunststyls bevorsteht! denn mit unserem inneren Wesen, wie mit unserem äußeren, harmonirt derselbe eben so wenig als der altdeutsche, und kann deshalb nicht von Dauer seyn. Die stille Größe uud Heiterkeit des Ersteren paßt schlecht zu unseren kleinlichen, unstäten, krämerischen, nur Gewerbe ohne Kunst treibenden Zeiten. Nirgends erblickt man eine bestimmte Richtung! — Wo sollte diese auch herkommen, da die Religion bald keiner Kunsterzeugnisse mehr zu ihrem Cultus bedarf, ja, sie sogar theilweise verwirft? da bilderstürmende Ansichten die Grundlage unserer Moralphilosophie und Religionslehre ausmachen? An gutem Willen fehlt es nicht, wie man aus den vielfachen Bestrebungen sieht; wohin es aber führen wird, ist noch nicht zu übersehen. Die Künstler schaffen unbekümmert Neues, was auch am besten ist, bis vielleicht das Volk empfänglicher für die Kunst wird; aber ohne religiöse Kunst gehen alle die kräftigen Anstrengungen der jetzigen Zeit wieder spurlos verloren, und zugleich Alles, was das Gemüth erfrischt und das Herz erfreut. Es bliebe alsdann nichts als ein kalter, spekulativer Verstand, und für die Kunst höchstens, die beste Art Spiritus-Fabriken geschmackvoll zu bauen, übrig. In dem gepriesenen Nordamerika und in England ist schon so etwas vorbereitet.

Die naturgemäße Schöpfung, man kann es nicht oft genug wiederholen, aller Kunstgegenstände kann uns in diesem unstäten Gewirre allein auf den richtigen Weg leiten. — In Leipzig ist eine altdeutsche Kirche, welche im Innern so umgestaltet worden ist, daß man aus den Pfeilern Palmbäume, und aus den Flächen der Kreuzgewölbe antike Cassettendecken gemacht hat; die Rippen der Gewölbe bilden Palmenblätter. — In der Jesuiten-Kirche zu Insbruck hat man ebenfalls die altdeutschen Pfeiler zu jonischen Säulen im übelsten Geschmacke umgeschaffen, und die Kreuzgewölbe mit französischem Chabraquen-Werk behängt. Die ehrwürdigen Statuen des Peter Fischer'schen prachtvollen Grabmals vom Kaiser Maximilian, stehen wunderlich genug in diesem sonderbaren Ganzen. — Wenn man den Geist der naturgemäßen Entwickelung des Schmuckes so verkennt, wie in den beiden genannten Beispielen, welche genügen mögen, so ist es freilich nicht zu verwundern, wenn man so häufig auf mißverstandene Verzierungen stößt. Aber gewiß nur die Begierde, etwas Neues, Nichtgesehenes darzustellen, in Verbindung mit eben herrschenden Kunstansichten, hatte den Baumeister vermocht, etwas dergleichen zu Stande zu bringen.

Hieraus folgt, daß eine Verzierung zwar, für sich allein betrachtet, vollkommen schön seyn, in Verbindung mit anderen als den zugehörigen harmonischen Gegenständen aber vollkommen

unpassend und in geschmackloser Verbindung erscheinen kann. Anders verhält es sich mit dergleichen Gegenständen, welche für sich selbst ein abgeschlossenes Ganzes ausmachen, als z. B. einzelne Kapellen, welche in einem von dem Hauptgebäude verschiedenen Style erbaut sind; oder Grabmonumente aus verschiedenen Zeitaltern, wie in der Westminster-Abtey. Dergleichen wirkt weniger störend, da man sieht, daß es mit der ursprünglichen Architektur nicht in Harmonie stehen soll. — Auch bei dem vorhin erwähnten Peter Fischer'schen Monumente würde der Effekt weniger unangenehm in Bezug auf die schlechten Formen der Kirchenverzierung seyn, wenn das Monument ein in sich Abgeschlossenes ausmachte, wie der Sarkophag des Kaisers; allein eben die fackeltragenden Statuen von der vortrefflichsten Arbeit, welche ziemlich isolirt zwischen den Pfeilern der Kirche stehen, lassen die Mißverhältnisse der letzteren erst recht in das Auge fallen.

Auch das Material, aus welchem die Verzierungen gearbeitet sind, trägt viel zur Harmonie des Ganzen bei, nur muß berücksichtigt werden, daß maskirtes Material für den Beschauer eben so wirkt, als wäre es wirklich dasselbe, was es nur zu seyn scheint; z. B. vergoldete Holzstäbe stellen sich als massiv goldene dar ꝛc. Setzt man Verzierungen aus mannigfachem Material zusammen, so muß auch letzteres in einer gewissen Harmonie zusammen stehen hinsichtlich der Masse, der Form und der Farbe. So machen die Architekturtheile von polirtem Marmor am Marmorpalaste zu Potsdam eine sehr üble Wirkung zu dem auf holländische Art gemauerten Grunde, woran sie stehen. Das rohe Material der Mauersteine will sich auf keine Weise mit dem Marmor vereinigen lassen. Hierzu kommt noch das Unangenehme der Farbenzusammenstellung.

Im mittelalterlichen Style der Italiäner und später war eine Verzierungskunst an der Tagesordnung, wo Malerei mit Vergoldungen und weißen Statuen nebst Reliefs und dergleichen Architekturtheilen, zum Schmuck innerer Räume vereinigt, erscheinen. In einzelnen Fällen sind hierdurch gute Wirkungen erzielt worden, meistentheils aber macht es einen üblen Eindruck. Die weißen Stucko-Figuren überschreien durch ihre kalte Farbe und durch ihre Maaße alles Uebrige. Jedoch, folgte man hierin den theoretisch-ästhetischen Ansichten der damaligen Zeit, so würde man noch vor fünfzehn bis zwanzig Jahren außer sich gewesen seyn, wenn jemand behauptet hätte, daß selbst die Griechen nicht blos ihre Tempel, sondern sogar ihre Statuen bemalt haben. Noch vor wenig Jahren wollte jedermann, der irgend Anspruch auf guten Geschmack machen zu müssen glaubte, nur graue Zimmer gemalt haben, weil jede lebhafte Farbe geschmacklos hieß. Das Volk kehrte sich nicht daran und ließ seine Stuben grün, roth, blau, gelb anstreichen, wie billig. Man beschuldigte die asiatischen Völker, die Aegypter, Bizantiner und die germanischen Stämme der Barbarei, weil sie ihre plastischen Darstellungen bemalten; man verlangte von dem Geschmacke der Griechen, daß sie allein in der Welt einfarbige Ornamente und Statuen haben sollten, und doch läßt sich historisch nachweisen, daß kein Volk der Erde dergleichen gehabt hat, selbst die Griechen nicht, sondern wir nur allein aus übel verstandener Nachahmungssucht. — Daß die antiken Marmorstatuen alle weiß auf uns gekommen sind, ist wohl nicht schwer zu begreifen, denn da sie alle aus Schutt und Moder hervorgezogen sind, so polirte man so lange, bis man die etwanigen Farbenspuren, welche man vielleicht für Schmutz hielt, heruntergekratzt hatte, da der Anstrich sich nicht mit der Kunsttheorie vertrug. Die Römer ließen gern das Material und dessen Seltenheit glänzen, und machten Staat damit; sie verfertigten ihre Bildsäulen aus Gold, Silber, Erz und buntem Gestein, so daß der Kopf einfarbig,

das Gewand aber vielfarbig erscheint. Ob sie ihre Marmorstatuen bemalten? vermuthlich, obgleich wir in den aufgefundenen Statuen keine Farben mehr wahrnehmen, und wahrscheinlich aus obigem Grunde. — Es würde uns freilich sonderbar vorkommen, wenn unser einmal verwöhntes Auge in ein mit farbigen Statuen geschmücktes Museum treten würde. Allein wie sehr geniale Männer die Lücke fühlten, beweist z. B. Cannova durch die Fleischabtönung seiner Bildwerke, wofür er aber auch von allen Kunstkritikern etwas Bitteres hinnehmen mußte; und das war noch lange kein griechischer Anstrich, wie man ihn jetzt verlangt.

Die Aesthetiker sind übel daran, welche früher mit so vielem Scharfsinn bewiesen haben: daß eine Statue nur einfarbig seyn darf und muß, wenn sie schön seyn soll. Die Verfechter einfarbiger Architektur dürfen übrigens nicht besorgt seyn; so bald wird eine vielfarbige äußere Architektur keine Aufnahme finden; nicht etwa weil man sie nicht schön finden würde, nein, blos deshalb, weil sie zu viel kostet. In Baiern soll zwar versuchsweise ein farbiger Tempel gebaut werden, (die Walhalla) was hinsichtlich der Berichtigung unserer Kunstanschauung sehr verdienstlich ist, allein ob sich viele Nachahmer finden, ist nicht entschieden. Zudem fehlen uns die technischen Fertigkeiten, einen vielfarbigen Anstrich im Aeußeren (wohlfeil) haltbar zu machen. Fresko-Malerei hält in unserem Klima nicht aus, Mosaik ist zu theuer und auch zuweilen zu todt, die enkaustische Malerei, deren sich die Griechen wahrscheinlich bedienten, ist uns zu wenig geläufig, auch, der Witterung ausgesetzt, zu wenig erprobt. — Wie schade! — Welchen prachtvollen Eindruck müßte das Berliner Museum machen, wenn die mit höchster Meisterschaft des Genie's komponirten Bilder der Halle wirklich ausgeführt wären, wogegen der jetzige interimistische Anstrich nichts weiter als eine uninteressante Fläche zeigt.

Was die jetzige Art zu verzieren am meisten erschwert, ist, daß der Architekt, wenigstens in protestantischen Ländern, in religiöser Beziehung, keine Bildwerke anwenden soll, mit wenigen Ausnahmen; dies führt natürlich zu einem trocknen Baustyle. Abwechslung von Farben wird auch in dieser Hinsicht nicht gewünscht; die Architektur soll dabei selbst noch schmucklos seyn; was bleibt also, abgesehen von allem Uebrigen, für die Harmonie der Formen? — Nichts, als ein etwa wohl proportionirtes Gerippe des Gebäudes. In profaner Beziehung geht es uns nicht viel besser, wir haben keine eigene Symbolik mehr, seit man sie möglichst der griechischen nachzubilden sucht; nur ist sie auf diese Art dem Volke gar nicht, oder nur in ganz einzelnen Fällen verständlich. Es bleibt natürlich bei einem brennenden Herzen, statt den Amor darzustellen; es malt lieber zwei sich schnäbelnde Tauben, als die Venus; einen dicken Jungen auf einem Weinfasse, statt des Bachus ꝛc., wer kann es ihm verdenken? Nicht als wenn die angegebenen Symbole schöner wären als die griechischen, aber wenigstens leben sie doch im Volke, und die Letzteren sind ihm gleichgültig.

Den Italiänern zunächst haben wir unsere antik moderne Symbolik abgeborgt, aber was jenen geläufig und allgemein verständlich ist, worauf sie auch als Abkömmlinge der Römer ein unbestrittenes Recht haben, ist für den größten Theil von uns gänzlich fremd und für das Volk ungenießbar.

Daß so zu sagen der jetzige Kern der Baukunst und der anderen Künste mehr oder weniger bei uns ein geborgter ist, leuchtet nach dem Gesagten wohl ein; daß auch der Schmuck derselben nicht eigenthümlich ist, geht ebenfalls daraus hervor. Ob wir überhaupt dazu gelangen werden, eine eigenthümliche Baukunst zu besitzen, ist nicht mit Gewißheit zu übersehen. Musik und Poesie

und mit ihnen zunächst die Malerei, als solche, hängen weniger wie Architektur und Skulptur von dem Einflusse geltender Regeln ab; sie können durch leichtere Mittel gefallen, sind eher erzeugt und leichter anzuschaffen. Ob wir eine nationale Kunst erhalten, werden wir wohl der Zeit überlassen müssen, denn ehe sich nicht eine große Idee der Künstler und des Volkes gemeinschaftlich bemächtigt, wird es aus zweierlei Gründen beim Alten bleiben, einmal: weil wir keine eigenthümliche religiöse Architektur haben, zum Andern, weil wir als Folge des ersten Grundes der Nachahmung, und was noch schlimmer ist, der Mode verfallen sind. So lange diese aber alle vier Wochen wechselt, wird nie etwas Beständiges Wurzel fassen.

Mit dem Mobiliar und aller übrigen Tektonik ist es derselbe Fall. Bei den Griechen waren Schiffe, Kleidertracht, Meublen, Urnen, Kopfschmuck ꝛc., kurz Alles in einer gewissen Harmonie. Man komme dagegen in unsere sogenannten eleganten Wohnungen; persische Divans wechseln mit chaises longues in verschiedenartigster, sich gegenseitig überbietender Form; Schreibtische mit Säulen und Spiegeltische im Geschmack der Zeit Ludwigs des Vierzehnten; Stutzuhren, sämmtlich ohne erträgliche Form, daneben griechische Vasen mit künstlichen Blumen; Draperieen an den Fenstern bis zur Erde herunter, und (wenigstens in Norddeutschland) bei allen diesem einen Bretter-Fußboden, der in einem guten Pferdestalle nicht schlechter ist; und dies nennen wir Harmonie und guten Geschmack! — Immerhin; es ist nur leider ein Beweis, daß wir noch weit davon entfernt sind.

Von unserer Kleidertracht ist gar nichts Gutes zu sagen; sie ist nicht einmal gesund und eben so wenig bequem, worauf sich die jetzige Zeit sonst in allen Stücken so viel zu Gute thut. Die Reifröcke und Perücken verstellten unsere Großältern nicht mehr, als die jetzige Tracht das schöne Geschlecht. Die gegenwärtigen Kleidermoden können nur von körperlichen Gebrechen herrühren, um dieselben zu verbergen. Wer hoch in der Gesellschaft steht und krumme Beine hat, läßt sich einen langen Rock machen; hat eine Frau schön geformte Arme, so veranlaßt sie, daß kurze Aermel Mode werden; kleine Personen lassen sich Absätze an die Schuhe machen, und sie werden Mode, wenn es nur von einer Tonangeberin des Salons ausgeht ꝛc. Selbst der Verständige muß sich einigermaßen fügen, wenn er nicht ohne Nutzen bei jedem Schritte belästigt werden will.

Wenn nicht die Kunstformen aus der Zeit selbst hervorgehen, so müssen sie nothwendig einer beliebig anderen abgeborgt werden. — Bei welcher sollen wir nun borgen? sie sind uns alle gleich fremd, und wenn auch das Interesse der Zeit sich für das Griechische eben so entschieden erklärte, wie noch vor wenig Jahren für das Römische, so steht uns niemand dafür, daß wir bei unserm gegenwärtigen Mangel an National-Baukunst nicht nächstens wieder auf das Chinesische verfallen, oder auf das Alt-Französische, wie es namentlich in London wieder der Fall seyn soll, wenigstens im Mobiliar und der Verzierung innerer Räume.

Die Worte: es ist nicht mehr Mode, gebieten gegenwärtig in Künsten und Gewerben: